

in wiederholter und bei der Schilderung von Hektors Tod ganz ausführlicher Erörterung der Ilias gegenüber gestellt; und schliesslich noch das Verhältniss von Goethe's Achilleis zu ihr ebenfalls eingehend behandelt (vgl. »Goethe« 2. A. 396. Scherer, Litteraturgeschichte 576). Unter den modernen Uebersetzungen wird besonders die vossische auf ihre Vorzüge wie auf ihre Mängel angesehen (vgl. bes. S. 146 ff.) —

Im Zusammenhang des überlieferten Textes findet auch Herman Grimm von seinem Standpunkt aus oft Lücken und dann wieder Interpolationen, die sich natürlich nur theilweise mit dem decken, was die philologisch-kritische Analyse konstatiren zu können glaubt. Uebereinstimmt er mit dieser vor Allem über die weitgehende Verwirrung der Gesänge in der Mitte des Gedichts. Um gleich zu erwähnen, was sonst Philologen und Kulturhistorikern anstössig sein muss: er hält an der Tradition von der ersten kanonischen Redaktion der Gedichte unter Pisistratus fest, und er rechnet mit der Möglichkeit einer schriftlichen Konzeption des Dichters selber. Das Zweite würde nun eigentlich noch eine besondere Erklärung des ersten Vorganges verlangen; beides aber ist für den Kern seiner Auffassung von der Entstehung der Ilias nicht von wesentlicher Bedeutung (vgl. bes. I 242).

Noch ein Wort von seinen eignen metrischen Uebersetzungen. Bekanntlich hat er hier, von einigen wenigen andersartigen Versuchen abgesehen, die Hexameter des Originals um einen Fuss gekürzt; und man fühlt bald, wie sehr viel besser dieser kürzere, übrigens ganz frei behandelte, daktylische Vers sich seiner künstlerischen Absicht fügt als der Hexameter, der im Deutschen den gemessen würdigen Gang nie ganz verliert. Diese Absicht ist eine doppelte: einmal, nur die Hauptlinien der Darstellung des Originals zu geben; als Beispiel, zugleich seiner schon an der Paraphrase hervorgehobenen Kunst der grössten Wirkung mit den einfachsten Mitteln, diene die Uebertragung von 4 Versen der Odyssee (19,31—34):

Und sie trugen die Helme und Schilde hinweg,  
Und die Lanzen; doch mit der goldenen Lampe  
Vor ihnen gehend leuchtete Pallas Athene.

(S. 180.)

Zweitens aber verfährt er dann doch, trotz dieser Vereinfachung, künstlerisch interpretirend (wie er das auch sonst schon, besonders bei Uebersetzungen aus Dante, gethan), sucht den »aus dem blossen Inhalt der Reden herausklingenden familiären Accent der Sprache« (I, 166) zu ahnen und wiederzugeben; denn wie wenig Sicheres, Beweisbares über den künstlerischen Werth homerischer Worte und Wendungen heute zu ermitteln ist, kann einem solchen Kenner moderner Sprachen und Litteraturen keinen

Augenblick zweifelhaft sein. Besonders in der Uebertragung der Götterscenen tritt diese Seite seiner Uebersetzung hervor. Sie ist natürlich voreiligen Missdeutungen und dem Vorwurf der Subjektivität am leichtesten ausgesetzt. Man sollte doch bedenken, dass Subjektivität auch eine und nicht die letzte Bedingung ist, um aesthetisch tiefe und fruchtbare Anregung empfangen zu können (Goethe, Sprüche in Prosa, Löp. Nr. 248). Gr., obwohl er gelegentlich davon spricht, dass »die Sprache Homers ihrer Zeit vielleicht eine künstliche gewesen ist« (S. 146), sieht sie zugleich als ein Material an, mit dem der Dichter ursprünglich durchaus intime künstlerische Wirkungen zu erzielen gesucht und auch erzielt habe. Er hält die von der Philologie festgestellte Mischung aus verschiedenen Dialekten, altem und neuem Sprachstoff offenbar für kein Hinderniss; und dafür liessen sich wohl moderne Analogien anführen.

Von Gr.'s eignen sprachlicher Kunst zu reden, wäre überflüssig, wenn sie nicht in diesem Buche wieder ganz besonders reich und frei sich erginge. Vor Allem mit den malerischen und musikalischen Elementen sprachlicher Darstellung, der feinen Perspektive und dem leisen Verklingen von Vorstellungen und Gedanken arbeitet er mit einer heutzutage von Keinem sonst geübten Meisterschaft, während Treitschke unerreicht an plastischer Rundung und Kraft und Wucht des Ausdrucks und in der wundervollen Rhythmik des Periodenbaus an erster Stelle neben ihm steht: Gegensatz und Ergänzung, wie sie sich auch sonst in unserer Litteratur gleichzeitig in grossen Schriftstellern verkörpert haben. Scherer hatte für diese künstlerischen Qualitäten in Herman Grimms Schriften die lebhafteste Empfindung. Auch Anderen werden die Worte unvergesslich sein, mit denen er in seinen Vorlesungen Grimms Goethe-Buch einführt: »In hinreissender Sprache geschrieben« nannte er es, einen grossen Hymnus auf Goethe. Jetzt stellt Herman Grimm diesem Goethe-Hymnus den auf Homer zur Seite, den zu schreiben seit seiner Jugend sein immer wiederkehrender Wunsch war (S. 385): wird er unter den Homer-Philologen einen ebenso geist- und temperamentvollen Anhänger finden, den, was ihm im Einzelnen anstössig sein mag, nicht hindert, die glänzenden Vorzüge des Ganzen laut und freudig anzuerkennen? Der aesthetisch so vielseitig angeregte Karl Lehrs, der sich mit Grimms Auffassung oft überraschend eng berührt, der ebenfalls Beethoven und Goethe's Faust zu Hilfe nahm, um sich die Ilias ganz nahe zu bringen (vgl. seine »Homerischen Blätter« im Anhang von Kammer »Die Einheit der Odyssee«), der wäre wohl am ehesten der Mann dazu gewesen.

Charlottenburg. Max Cornicelius.

J. Klases, De Aeschylis et Sophoclis enuntiationum relativorum usu. (Capita Selecta.) Tübingen